

KRISTINA GÜNAK

Glück
ist
meine
Lieblingsfarbe

Roman



BASTEI ENTERTAINMENT 

Container plumpsen ließ. »Sind Sie noch nicht da?«, fragte sie mich im nächsten Moment entrüstet.

Ich verzog das Gesicht. »Ich bin auf dem Weg. Ich hatte ...«

Sie unterbrach mich. »Ich muss mich auf Sie verlassen können!«

Einhändig schloss ich mein Rad auf, was mir einige Verrenkungen abverlangte. »Das können Sie. Das wissen Sie auch. Flipp ist sehr entspannt, wenn er alleine ist. Ich würde mich niemals mehr als zehn Minuten verspäten.«

»Das will ich auch hoffen«, antwortete Frau Dormann nach einem Moment des Schweigens. »Also, können Sie mir ein Foto vom Hunde-AA schicken? Damit ich sehe, ob der Durchfall weg ist.«

Ich hielt einen Moment inne und räusperte mich. Keinesfalls wollte ich Hundehaufen fotografieren. Und die Fotos dann auch noch verschicken. Aber für den Moment blieb mir wohl nichts anderes übrig, deswegen sagte ich: »Okay. Mache ich. Ich bin in fünf Minuten bei Flipp.«

Ich verzichtete darauf, mir mein laut Malte marketingtechnisch so wichtiges grellpinkfarbenedes Shirt mit der Aufschrift »Dogsitting by Juli« überzustreifen und fuhr so schnell, dass mir vom Fahrtwind die Augen tränten und eine Staubwolke sich um mich erhob, so dass die Menschen stehen blieben, mir hinterherblickten und mit den Fingern auf mich deuteten. Zumindest nahm ich das an. Ich war ja viel zu schnell, um das zu sehen. Tatsächlich hielt ich exakt vier Minuten und dreiundzwanzig Sekunden später vor der hübschen Wohnanlage von Frau Dormann.

Mit fliegenden Fingern schloss ich mein Fahrrad an den Zaun, schulterte meine Tasche und rannte durch das gemauerte Treppenhaus der doppelgeschossigen gelben Finca nach oben. Fünf Sekunden gingen noch drauf, weil ich an meinem heiligen Schlüsselbund nach dem richtigen Schlüssel fahnden musste, dann öffnete ich die Tür und rief leise: »Flipp!«

Der Golden Retriever kam verschlafen um die Ecke getappt. Dann brauchte sein charmantes Spatzenhirn noch einen Moment, bis er mich als Juli, die Frau der Laternenpfähle, identifiziert hatte, und er freute sich. Durch und durch. Von der Schnauze bis zur Rute.

»Hallo, mein Freund.« Ich kniete mich hin und kralte dem etwas zu groß geratenen Retriever das lockige Fell. Er war ein netter Kerl, aber in meinem Hunde-Gassi-Rudel nicht die hellste Kerze auf dem Kuchen. Doch gerade das machte ihn unwiderstehlich umgänglich. Wenn alle anderen schon die Katze auf der Straße jagen und fressen wollten, hatte er es gerade mal geschafft, in die richtige Richtung zu gucken. Und grundsätzlich war alles, was atmete, sein Freund.

»Sorry. Hat ein wenig länger gedauert. Ich hatte wieder sehr mitteilsame Sandwichkunden«, erklärte ich und streifte ihm sein blau-weiß gemustertes Halsband über. Vorsichtig fuhr ich ihm einmal über den Bauch und sah ihm tief in die gutmütigen braunen Augen. Der Hund sah gesund aus. Vielleicht hatte er sich nur den Magen verdorben.

Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zum Hafen, um Eli, den Höllendackel, in unsere Runde zu integrieren und fachgerecht zu beschäftigen.

Der Weg zum Hafen führte uns über eine kleine Allee aus Platanen, die den schmalen Fußweg säumten. Links und rechts von uns gab es kleine Läden und Bars, Menschen saßen

dichtgedrängt auf bunten Stühlen auf dem alten Pflaster und genossen ihren Urlaub oder Feierabend. Wie überall auf der Insel waren die Häuser in bunten Farben gestrichen und sahen aus wie überdimensionale Edelsteine, die vor dem strahlend blauen Himmel um die Wette glitzerten. Es war einfach ein wunderbarer Ort.

Flipp trabte gutgelaunt neben mir her. Er war immer gutgelaunt. Schließlich hatte er ein tolles Frauchen, gutes Futter, schlief auf dem Sofa, konnte am Strand toben, und die Menschen waren nett zu ihm. Sein Retrievergesicht schien immer zu lachen. Nur wenn der Höllendackel ihn nervte, guckte er manchmal hilfeschend zu mir oder gleich ganz in die andere Richtung.

»Genießen wir die letzten ruhigen Minuten«, sagte ich leise und kraulte ihn im Gehen hinter den Ohren. Er lächelte mich an. Zumindest bildete ich mir das ein.

Früher hatte ich wie selbstverständlich angenommen, dass ich auch einen Hund haben würde, wenn ich endlich erwachsen war. Einen wie Klara, meine Hündin, die mich durch meine gesamte Kindheit begleitet hatte. Nun war ich erwachsen, und trotzdem war in meinem Leben kein Platz für einen Hund. Ich schaffte es ja kaum, für mich selbst zu sorgen, wie sollte ich da Verantwortung für ein anderes Lebewesen übernehmen? Diese Erkenntnis schmeckte irgendwie bitter, und ich vermied jeden Gedanken daran, so gut es ging.

Der Hafen lag direkt in der Bucht von Porto Bello, und der frische Wind stand hier immer gut für Segler. Dem Normalbürger ohne seglerische Ambitionen riss es aber die Frisur entzwei, und so stemmten der blonde Hund und ich uns gegen die Naturgewalt.

Maltes und Patricks Segelschule befand sich stilsicher auf einem alten Holzsegelschiff. Ein kleiner Steg führte auf das Boot, und ich band Flipp am Pfosten daneben an. Er wurde direkt nach Betreten eines Schiffes, egal welcher Größe, seekrank und kotzte sich die Seele aus dem Leib.

Ich schaffte es mit einem gewissen Todesmut über den schmalen Steg und wollte gerade auf das Deck hüpfen, als Eli wie ein Höllenhund auf mich zugeschossen kam. Sie kläffte, dass ihr der Geifer von den spitzen Zähnen stob.

»Die Bestie läuft frei!«, rief ich quer über das Boot, und dann mit maximaler Autorität in der Stimme: »Eli, halt die Klappe!«

Tat sie natürlich nicht. Sie würde aufhören, wie angestochen zu kläffen, wenn sie befand, dass es genug sei. Keine Millisekunde früher.

Malte kam aus der Kabine geschossen und schnappte sich den Dackel. »Oha. Zum Glück warst du es und kein Kunde.«

»Der hätte jetzt ein paar Löcher in den von einem Dackel erreichbaren Körperteilen«, stimmte ich zu.

»Dieser Hund ist wie ein Sack tollwütiger Flöhe«, brummte Malte und sicherte Eli mit der Flexleine, bevor er sie auf den Holzboden zurücksetzte. Dem gab es nichts hinzuzufügen. Außer vielleicht, dass ein klitzekleines bisschen Grundlagenerziehung bei einem so dominanten Hund hilfreich wäre, aber das bekamen die Jungs nicht hin. Eli guckte sie einmal mit ihrem zur Standardausstattung gehörenden Dackelblick an, und sofort gingen beide voller Entzücken in die Knie. Vergessen war das Körbchenttraining oder das Sitzenbleiben trotz Außenimpuls. Für einen Dackel, gezüchtet, um sich alleine im

Bau mit einem Dachs zu befassen, also mit Mut für sieben Kampfhunde und acht Löwen ausgestattet, war das nicht hilfreich.

Malte drückte mir die Leine in die Hand, dabei sah er mir tief in die Augen. »Ich habe heute Morgen Quinn getroffen«, raunte er mir zu und lehnte sich lässig gegen die Reling.

»Ach ja?«, fragte ich, und aus irgendeinem dämlichen Grund machte mein Herz einen hektischen Doppelschlag.

»Offenbar habt ihr gestern noch ein paar Abenteuer erlebt.« Malte grinste.

»Die suizidale Riesenziege.« Ich nickte zustimmend und spürte, wie mein Herz noch einen Zahn zulegte. Verdammt. Das konnte ich ja eigentlich gar nicht gebrauchen.

Malte stieß sich von der Reling ab und wandte sich zum Gehen. Dann drehte er sich noch einmal um und sagte plötzlich in ernstem Ton: »Ich weiß nicht viel über Quinn. Er ist ein ziemlicher Geheimniskrämer, aber ich mag ihn sehr. Und ich weiß mit absoluter Sicherheit, dass man sich auf ihn verlassen kann. Er hat ein Herz aus Gold. Man muss nur einen Blick hinter die Kulissen werfen.« Mit diesen Worten drehte er sich endgültig um. »Pass auf, dass die Bestie niemanden tötet!«, rief er mir noch zu, bevor ich ihn die Holzterrasse unter Deck hinunterlaufen hörte.

»Das ist mein Job«, murmelte ich und hinderte Eli als Erstes daran, vor mir über den Steg zu rasen, um sich auf Flipp zu stürzen, der schon bei ihrem Anblick ein nervöses Zucken im Auge hatte.

»Hinter mich«, sagte ich gebieterisch und versperrte ihr den Weg. Blocken nannte man das, und es war das Einzige, was bei Eli funktionierte. Weil ich dann eben doch die Ausmaße eines LKWs im Gegensatz zu ihr hatte. Das musste selbst ein überkandideltes, größenwahnsinniges Dackelmädchen einsehen.

Wir sammelten auf unserer Route noch Lord Byron ein, den Ratonero-Rüden einer Boutique-Besitzerin aus dem Ort, der leider unkastriert war und deswegen ständig nur an das Eine dachte. Er gedachte es entweder mit Eli zu vollziehen, die jegliche Ambitionen natürlich direkt durch massives Zubeißen im Keim erstickte, oder mit Flipp, der nicht so richtig verstand, was der drahtige Terrier überhaupt von ihm wollte, während der sich genüsslich an seinem Hinterbein rieb. Aber Flipp war wie immer zu höflich oder einfach zu doof, diesbezüglich mal klare Kante zu zeigen, weswegen ich mit den drei Hunden jedes Mal ziemlich beschäftigt war, damit sie sich nicht fraßen, bestiegen, dumm im Weg rumstanden oder verlorengingen.

Wir spazierten also gemeinsam zum Strand, wo ich wenigstens Flipp laufen lassen konnte. Und obwohl ich jetzt seit drei Monaten hier war, faszinierte mich der Anblick des schwarzen Strandes jedes Mal aufs Neue. Lavakies und feiner Sand bedeckten die breite Bucht, und wie immer bereiteten mir die Farben so viel Freude. Der Himmel war blau, das Wasser hier auf dieser Seite der Insel manchmal fast hellgrün und der Sand so dunkel wie Kohle.

Doch kaum bogen wir auf den weichen Sand ein – ich hatte noch nicht mal eine Sekunde Zeit, mich am Anblick der sanft rollenden, im Sonnenlicht glitzernden Wellen zu erfreuen –, da klingelte mein Telefon. Lord Byron links, Eli rechts, Flipp fröhlich vorweg, zog ich es aus der Tasche und blickte argwöhnisch auf die deutsche Nummer. Meine große Schwester. Die nur anrief, wenn was passiert war. Also Herzinfarkte (unser Onkel vor zwei

Monaten, der aber wieder vollständig genesen war), Kindsgeburten (sie selbst, in regelmäßigen Abständen) oder siegreich absolvierte S-Dressuren im Reitsport. Ich sollte dieses Gespräch also annehmen. Dringend. Es könnte wirklich wichtig sein.

»Hallo«, meldete ich mich etwas verzagt. Wer wusste schon, was jetzt kam.

»Hallo Juli«, erwiderte sie kühl. »Du, sag mal: Ich wollte mich da ja nicht einmischen, muss es aber jetzt doch mal tun«, fing sie an. Fast hätte ich gelacht. Sie mischte sich immer ein. Auf ihrem Grabstein würde mal stehen: Die Einmischerin. Ich versuchte also nicht zu lachen und bemühte mich derweil, die Hundeleinen in einer Hand zu halten, aber nachdem Eli Lord Byron nun mehrmals ihren linken Eckzahn gezeigt hatte, die Vorstufe zu einer Kampfansage bei ihr, klemmte ich mir das Handy zwischen Ohr und Schulter und nahm die beiden Leinen kurz. Eine links, eine rechts.

»Ja. Was ist denn?«, fragte ich gottergeben.

»Papa hat sich da wirklich ins Zeug gelegt mit diesem Job. Es wäre das Mindeste, dass du dich meldest. Wirklich. Das ist ein ziemlich schäbiges Verhalten von dir.«

Ich blieb so abrupt stehen, dass alle drei Hunde mich erstaunt anguckten.

»Schäbig?«, fragte ich fassungslos. Man konnte mir ja viel vorwerfen. Unentschlossen, ja. Wirklichkeitsfremd, vielleicht, auch wenn ich selbst es lieber idealistisch nannte. Aber schäbig? Ich seufzte tief. Ganz vielleicht hatte sie ein klein wenig recht. Ich hätte mich melden können. Hatte ich aber nun mal nicht.

»Na ja, er kümmert sich, und du hockst da auf deiner Insel und hast noch nicht mal den Anstand, dich zurückzumelden. Das ist nicht okay«, belehrte sie mich. Wie sie es so oft tat. Weil Alexandra immer wusste, was richtig oder falsch war, denn sie machte die Regeln. In ihrem aus rotem Backstein erbauten Elfenbeinturm, mit ihren perfekten Kindern, ihrem perfekten Lebenslauf, ihrem perfekten Dressurpferd mit einem Stammbaum, der bis in die Kreidezeit reichte, und dem perfekt ausgebildeten Jagdhund, einem Weimaraner in Silbergrau, der ihr jeden Wunsch von den Augen ablas.

»Papa möchte nicht, dass ich mich melde. Papa möchte, dass ich morgen zurückfliege, um in einem fensterlosen Raum vierzig Stunden die Woche Versicherungsakten zu ordnen und Empfangsdame zu spielen!«, sagte ich, schärfer als beabsichtigt.

»Aber das wäre doch ein Anfang!«, pamppte sie zurück. »Weglaufen ist doch keine Lösung. Auch aus Steinen, die einem in den Weg gelegt werden, kann man etwas Schönes bauen.«

»Du zitierst nicht wirklich gerade Goethe«, rief ich empört. »Und was soll das überhaupt heißen, ein Anfang?« Mein Anfang vom Ende, so sah es aus. Ich war nicht dafür gemacht, vierzig Stunden in dunklen, klimatisierten Büros zu hocken und Dinge zu sortieren. Oder Termine zu vereinbaren. Oder Blätter in Ordner zu heften. Ich konnte das nicht. Dabei wurde ich verrückt. Und wenn ich dann irgendwann starb, hatte ich mein ganzes Leben lang die Versicherungsakten H-K abgelegt.

»Juli. Das kann alles nicht dein Ernst sein! Du musst zurückkommen und dir einen vernünftigen Job suchen. Für die Rente vorsorgen. Bist du da drüben überhaupt krankenversichert?«

»Ach ja?«, fragte ich knapp. »Und das sagt mir die Frau, die nach ihrem Studium nicht eine Millisekunde gearbeitet hat, sondern es vorzog, vier Kinder in die Welt zu setzen?«

Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Ihr Job als Mutter war mindestens genauso anstrengend, wie meine Arbeit bei der Versicherung gewesen war. Vermutlich sogar anstrengender.

Doch bevor mich mein schlechtes Gewissen zu sehr plagte, fauchte sie: »Du bist echt fies. Ich habe keine Ahnung, worauf du dir so viel einbildest. Du hast in deinem Leben bisher noch nichts erreicht!« Und dann legte sie einfach auf.

Meine Schwester sagte immer, was sie dachte. Dass sie damit manchmal anderen Menschen wehtat, interessierte sie nicht. Sie hatte ja schließlich keine Schwachstelle und war nur ehrlich. In ihren Augen war Ehrlichkeit das Wichtigste. Damit konnte man fast alles entschuldigen. »Sorry, du. Ich bin halt nur ehrlich«, sagte sie dann gerne.

Ich war stehen geblieben, weil ich doch tatsächlich nach Luft schnappen musste, und war für einen kleinen Moment unachtsam. Den nutzte Eli, um mich spontan nach links, Lord Byron, um mich nach rechts zu ziehen. Und Flipp galoppierte plötzlich los, weil er in der Ferne einen ebenfalls blonden Hund entdeckt hatte. Andere Retriever hatten eine geradezu magnetische Wirkung auf ihn. Er identifizierte sie sofort als Familienmitglieder und musste dorthin. Und ich stand immer noch da, das Handy zwischen Ohr und Schulter. Hatte sie recht? Vermutlich. So sah mich zumindest meine Familie. Ich war die, die bisher in ihrem Leben noch nicht wirklich etwas auf die Beine gestellt hatte. Oder das, was sie hatte, mit einem Fingerstreich zerstört hatte. Kinder blieben. Ein Dokortitel auch. Ich hingegen hatte nichts. Außer drei Hunden, die allesamt in unterschiedliche Himmelsrichtungen strebten.

»Flipp!«, brüllte ich, endlich aus meiner Starre gerissen. Flipp blieb zwar wenige Meter vor dem anderen Golden Retriever stehen, das war es aber auch schon.

»Hinterher!«, rief ich und rannte los, was die beiden anderen Hunde zum Anlass nahmen, hysterisch kläffend an mir hochzuspringen. Und mich so erfolgreich zu Fall zu bringen.

Ich flog durch die Luft und erwartete eine weiche Landung. Himmel, ich war am Strand! Trotzdem durchzuckte mich ein stechender Schmerz am linken Knie, als ich endlich auf dem Boden auftraf.

Ich hob den Kopf und spuckte Sand. Erstaunlicherweise war es Eli, die leise Laute von sich gebend um mein Gesicht wuselte und mir die Nase leckte. Lord Byron saß einen Meter entfernt und betrachtete mich abschätzig.

Ein Golden Retriever tauchte neben mir auf. Nicht Flipp. »Ist Ihnen was passiert?«, wurde ich auf Deutsch gefragt. Ein älterer Herr mit wenig Haaren auf dem sonnenverbrannten Kopf beugte sich zu mir hinunter. »Das war ja eine geradezu spektakuläre Flugnummer.«

»Wo ist Flipp?«, fragte ich und rappelte mich wieder hoch. Der Mann deutete nach links zur Promenade. »Der ist dem Ruf der Würstchenbude gefolgt«, erklärte er mir. Ich sortierte die Leinen und humpelte einen Schritt nach vorne.

»Wirklich alles okay?«, fragte der Mann und leinte seinen Hund an.

»Alles prima«, erklärte ich so fest und überzeugend, wie es mir möglich war, während mir Tränen in den Augen brannten. Mein Knie schmerzte fürchterlich, ich hasste meine